

7. Sekundärliteratur

August Hermann Francke und die Anfänge der ökumenischen Bewegung.

Beyreuther, Erich

Leipzig, 1957

1. Die Missionstat Friedrichs IV. von Dänemark

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Viertes Kapitel

ÖKUMENISCHER DREIKLANG

1. Die Missionstat Friedrichs IV. von Dänemark

Als im Jahre 1705 Friedrich IV. von Dänemark zwei Missionare nach der kleinen dänischen Handelskompanie Trankebar in Ostindien aussendet, hat er mit keinem Gedanken daran gedacht, damit das protestantische Europa zur Missionstat und gar zu einer ökumenischen Zusammenarbeit aufzurufen. Er ist sich nicht bewußt, damit einen Stein ins Rollen gebracht zu haben. Daß er damit tatsächlich das Zeichen zur protestantischen Weltmission gibt, hat er nicht ahnen können. Er will ja vorerst etwas viel Bescheideneres. In seinen überseeischen Kolonien sollen den Kolonialgeistlichen Missionspfarrer zur Seite treten, die innerhalb der dänischen Schutzgebiete Eingeborenengemeinden gründen. Man hat sie als Anhängsel der dänischen lutherischen Reichskirche anfügen wollen. Als christliche Obrigkeit fühlt sich Friedrich IV. nach protestantischer Auffassung für das Seelenheil seiner heidnischen Untertanen insoweit verantwortlich, daß er ihnen wenigstens ein großzügiges Angebot auf christliche Belehrung machen möchte. Was dabei herauskommt, ist ihm und seiner Umgebung zu Anfang wie ein Experiment vorgekommen, das man in seinen Auswirkungen nicht sofort zu überschauen vermag¹.

Im Jahre 1705 bespricht sich Friedrich IV. mit seinem deutschen Hofprediger Franz Julius Lützens, den er ein Jahr zuvor aus seiner Probestellung in Berlin berufen hat, über die Aussendung von Missionaren in seine überseeischen Besitzungen. Lützens hat die Entstehung des königlichen Missionswillens in die Kronprinzenzeit zurückdatiert. Mit dieser kurzen Bemerkung läßt sich freilich nicht viel anfangen, auch wenn ihre Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt wird. Die Vermutung liegt auf der Hand, daß der Kronprinz auf seiner großen „Kavalierstour“, die ihn auch nach Holland führt, hier den Afrika-, West- und Ostindienhandel der Seefahrernation gründlich studiert hat. Hierfür liegt ein ganz natürliches Interesse vor. Dänemark hat seinen Fernhandel weithin mit holländischem Kapital finanziert und seinen eigenen Kaufmannsstand nach dem niederländischen Vorbild entwickelt. Dabei wird ihm

die ostindische Kolonialmission der Holländer nicht entgangen sein, obwohl ihre Blütezeit bereits hinter ihr liegt.

Der Missionsgedanke hängt um 1700 irgendwie in der Luft. An der Kieler Universität ist man bereits mit vorbereitenden Vorschlägen durch Errichtung fremdsprachlicher Seminarien hervorgetreten. Die altprotestantische Debatte über die Missionspflicht kommt angesichts einer sich öffnenden Welt und eines immer ausgedehnteren Weltverkehrs nicht mehr zur Ruhe. Dazu ist Dänemark um die Zeit das einzige lutherische Land, das eigene überseeische Besitzungen aufweist und mit einer stattlichen Handelsflotte einen ausgedehnten Fernhandel treibt. Im Unterschied zu den anderen lutherischen Territorien führt es kein ausgesprochenes Binnendasein, sondern ist durch seine ganze wirtschaftliche Existenz aufs Meer angewiesen. Es ist darum auch zuerst zur Missionstat berufen.

Warum faßt Friedrich IV., der im Jahre 1699 die Regierung übernommen hat, erst im Jahre 1705 den Entschluß zur Aussendung von zwei Missionaren? Merkwürdigerweise hat sich die Missionsgeschichtsschreibung — unserem Wissen nach — überhaupt noch nicht ernsthaft mit der Persönlichkeit Friedrichs IV. beschäftigt oder gar der Entstehung und Entfaltung seiner Missionsgedanken nachzugehen sich bemüht. Es lohnt sich aber. Im Jahre 1705 vermag der dänische König das erstemal wirklich aufzuatmen. Die würgende Staatsschuld von drei Millionen Talern, die er bei seinem Regierungsantritt von seinem lebenslustigen Vater übernehmen mußte, konnte inzwischen auf 500000 Taler gesenkt werden. Die Zolleinnahmen erreichen 1704 eine unerwartete Höhe. Das alles ist ihm trotz des unglückseligen Feldzuges gegen Schweden in den Jahren 1700 und 1701 gelungen². In gleicher Geschwindigkeit, wie die Schuldenlasten fallen, steigen die Zollgewinne. Im spanischen Erbfolgekrieg macht sich die dänische Neutralität auf den Meeren bezahlt. Während sich die anderen seefahrenden Nationen gegenseitig auf den Meeren ausplündern, segeln die dänischen Schiffe unbehelligt. Sollte nach dem tiefen Absturz dänischer Macht im Dreißigjährigen Krieg sich eine neue Blütezeit ankündigen?

Die Vermutung liegt nicht so fern, daß Friedrich IV. aus einem impulsiven Gefühl dankbaren Stolzes über die raschen nationalen Erfolge zur Missionstat schreitet. Vielleicht ist sie nicht mehr als eine großzügige Geste, die sich ein wieder aufstrebendes Reich leisten kann, eine stolze Demonstration? Denn es ist doch auffällig, daß die Missionare zuerst in Westindien eingesetzt werden sollen. Dann ändert sich der Plan. Guinea wird ins Auge gefaßt. Schließlich

besteigen die beiden ersten Missionare ostindische Schiffe. Bei diesem Missionsanfang in Indien ist es dann geblieben. An eine Mission in Westindien und in Afrika wird nicht mehr gedacht.

Warum setzt man nicht folgerichtig Missionare in allen Kolonien an, in denen dänische Kolonialgeistliche amtieren? Der Einwand, daß Friedrich IV. erst einmal an einer Stelle die Entwicklung einer evangelischen Mission abwarten will, befriedigt nicht recht. Gewiß hat der dänisch-schwedische Krieg von 1709—1720 Friedrichs IV. Kräfte voll in Anspruch genommen. Aber wenige Jahre nach Kriegsende sind die drückenden Kriegsschulden erfolgreich abgestoßen worden. Inzwischen hat die ostindische Mission Weltruf erlangt, der zu neuen Taten aufmuntern könnte. Wenn einmal eines Königs Verantwortungsbewußtsein für die heidnischen Untertanen erwacht sein sollte, muß es sich folgerichtig allseitig in allen Besitzungen auswirken und nicht auf halbem Wege steckenbleiben.

Bei all diesen berechtigten Einwänden, die gegenüber seinem Missionsmotiv im Jahre 1705 anzumelden sind, bedeutet eine solche Feststellung keineswegs, daß Friedrich IV. innerlich stehen geblieben ist. Seine innere Elastizität ist zu bewundern, mit der er auf eine Entwicklung eingeht, die er im Jahre 1705 nicht vorhersehen konnte³.

Es ist unter dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., dem späteren König Friedrich I. von Preußen, bereits im Jahre 1694 zur Aussendung eines Kolonialpfarrers gekommen, der zugleich in das Amt eines Heidenmissionars berufen wird. Er reist tatsächlich nach der brandenburgischen Handelsfaktorei Groß-Friedrichsburg an der Guineaküste. Ob man hier nicht auch renomieren wollte? Es wird um den Berliner Missionspfarrer Eßkuch merkwürdig schnell still⁴. Alles Missionsinteresse sinkt nicht nur auf Grund einer offensichtlichen Unbrauchbarkeit des Sendboten schnell ab. Die Sache scheint schon durch den Mangel an ernsthaftem Missionswillen in Berlin im Sande verlaufen zu sein.

Es ist das unvergängliche Verdienst des dänischen Fürsten, daß er sich unentwegt zu der angefangenen Arbeit bekennt. Angesichts der Missionsträgheit der eigenen lutherischen Reichskirche und des schwer durchschaubaren Widerstandes der dänischen Ostindischen Handelskompanie schützt er das Werk. Tatsächlich wird es von einer peinlichen Krise in die andere gestürzt. Und doch weiß Friedrich IV. zur rechten Zeit die rechten Urteile zu finden und die rechten Entschlüsse zu fassen. Er ruft die geeigneten Männer und entfernt noch rechtzeitig die ungeschickten.

Nicht in dem Beginn einer Missionsarbeit, die anfangs vielleicht

nur als eine großzügige Geste zu werten ist, sondern in ihrer Erhaltung trotz aller Mühseligkeiten einer Gründungsperiode und gegenüber einer von Mißtrauen erfüllten Welt besteht des Königs großes und bleibendes Verdienst für die Mission und die dadurch ermöglichte ökumenische Zielsetzung.

Der Schlüssel dazu liegt in Friedrichs Persönlichkeit. Sie zeigt frühauflärerische Züge. Durch eisernen Fleiß gleicht Friedrich die Lücken einer von den Hofkreisen absichtlich vernachlässigten Ausbildung aus. Bittere Jugenderfahrungen haben ihn frühzeitig in seiner Urteilsbildung von seiner Umgebung unabhängig gemacht. Mit unverdrossener Arbeitsfreudigkeit sitzt er bis tief in die Nächte über den Regierungsgeschäften und studiert selbst Akten und Eingaben⁵.

Sein frühauflärerisches Seelentum erweist sich in seiner reformerischen Einstellung. Eine seiner ersten Taten ist die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern. Den Hexenprozessen rückt er energisch zu Leibe. Unverbesserliche Hexenriecher schickt er in die Arbeitshäuser, damit sie dort vernünftig werden. Er dringt auf Milderung im Strafvollzug und auf eine bisher ungewohnte Behutsamkeit in der Abstrafung. Seine ganze Staatsführung läßt sich überhaupt durch ein Streben nach Gerechtigkeit und Volksnähe kennzeichnen. An bestimmten Wochentagen ist er für jedermann zu sprechen. Auf dem flachen Lande richtet er 240 Charity-Schulen ein⁶. Für Reformpläne und neue Gedanken besitzt er einen merkwürdig wachen Sinn und findet überall tüchtige Männer. Einen kenntnisreichen bürgerlichen Menschen zieht er ohne Zögern einem weniger brauchbaren Adligen vor.

Seine innerste Einstellung zum Glauben der Väter ist schwer durchschaubar. Jedenfalls bewegt er sich in den vorgeschriebenen kirchlichen Ordnungen seiner Zeit. Auf seinen Reisen begleitet ihn stets einer seiner Hofprediger. Auf seiner Italienreise unterläßt er entgegen seiner ursprünglichen Absicht einen schon vom Papst sorgfältig vorbereiteten Besuch in Rom, um sein dänisches Volk, das unruhig geworden ist, nicht noch mißtrauischer zu machen. Im Feldlager von Stralsund (1714) bedeutet er August dem Starken sehr energisch, daß er dessen Sohn den Titel eines „Erben Dänemarks und Norwegens“ entziehen müsse, wenn er konvertiere. So ist seine Treue zur lutherischen Kirche in einer Zeit, in der mancher Fürst mit dem Gedanken eines Glaubenswechsels spielt, über alle Zweifel erhaben.

Ein wunder Punkt in seinem Leben ist seine Doppelehe. Aber es gibt genug Juristen und Theologen, die eifrig und geflissentlich die

Monarchen auf die Vielehe der Patriarchen hinweisen. Was diesen recht gewesen ist, sei jetzt einem absolutistisch regierenden Herrscher mehr als billig. Im Zusammenhang mit seiner Doppelhehe geht Friedrich IV. in seinem religiösen Leben durch eine Krisenzeit, die er aber überwindet. Im beginnenden Alter zeigt er eine ernste und stete Bereitschaft zum Sterben.

Der lutherische Grundzug einer inneren Festigkeit und einer stark ausgeprägten Berufstreue ist bei aller frühauflärerischen Aufgeschlossenheit und Beweglichkeit unverkennbar. Er bewahrt ihn vor einem Umschlag seines Mißtrauens in kalte Menschenverachtung. In der Finanz- und Bündnispolitik hat er stets sein königliches Wort eingelöst. Das im Jahre 1717 ausgegebene Papiergeld in Höhe von einer Million Talern löst er bis auf die letzte Papiernote wieder ein. Das alles hebt ihn weit über die Mehrzahl der damaligen Fürsten.

Für theologische Auseinandersetzungen zwischen Orthodoxie und Pietismus fehlt ihm jedes Verständnis. Durch energische Maßnahmen unterbindet er jeden Versuch einer gehässigen Polemik, läßt aber der altprotestantischen Partei als dem älteren Bruder ihr Ehrenrecht. Seine lutherische Staatskirche soll für alle Fragen und Aufgaben der Zeit offen sein. Mildlutherische Frömmigkeit und aufklärerisch gestimmtes Seelentum harmonisieren bei ihm. Daraus erklären sich alle späteren Entwicklungen.

Aus dem Willen eines einzigen frühauflärerisch gestimmten Mannes wird die erste Missionsveranstaltung des 18. Jahrhunderts geboren, ohne daß die Entstehungsgeschichte dieser Willensbildung ganz eindeutig zu erkennen ist. Von gleicher schicksalhafter Bedeutung für ihre Ausweitung in ökumenische Ausmaße erweist sich noch eine andere Tatsache. Dem König tritt nicht ein Eßkuch gegenüber, sondern die überragende Persönlichkeit Bartholomäus Ziegenbalgs. Beide Gestalten bedingen sich geradezu, der großzügig denkende Fürst, der tüchtige Männer liebt, und diese außerordentliche Missionarsgestalt, die dem Dänen von vornherein sympathisch ist und deren Tüchtigkeit er sofort erfaßt.

Die Begegnung zwischen beiden ist rein zufällig und allein durch den Mangel an dänischen Bewerbern zustande gekommen. In Ziegenbalg finden wir jedoch eine durch und durch ökumenisch eingestellte Persönlichkeit. Er sucht die dänische Missionsveranstaltung von Anbeginn zu einer Sache des ganzen Protestantismus auszuweiten. Bereits in seiner Vorstellungspredigt vor dem dänischen Hof bekennt der junge Ziegenbalg, daß er die Missionierung ganz Indiens und nicht nur die Gründung einer einzigen heiden-

christlichen Gemeinde als Anhängsel an die dänische Kirche im Auge hat.

Es ist ein gutes Zusammentreffen, daß der mit der Missionssache beauftragte Hofprediger D. Lützens, der erste Vertrauensmann der indischen Mission, keine ausgesprochene Antipathie gegenüber dem Pietismus hegt. Lützens gehört der Reformorthodoxie an. In seiner Berliner Tätigkeit hat er sich als lutherisch eingestellt, aber dabei irenisch empfindender Geistlicher erwiesen. Berlins Atmosphäre ist europäisch. Mit Leibniz hat er brieflich verkehrt. Die Leibnizschen Missionsgedanken sind ihm wohlvertraut. Das alles erweist sich als folgenreich. In seinen Missionsinstruktionen unterstellt er die Missionare nicht, wie man nach der bisherigen kolonialpolitischen Missionstheorie erwarten konnte, dienstlich dem dänischen Oberpfarrer in Trankebar. Sie sind dem König unmittelbar verantwortlich. Im Sinne von Leibniz hat Lütken seine elastische Arbeit im Sinn, die ihrem Wesen nach über die bescheidenen Anfänge ins Große drängt. Selbst dem Gedanken einer *propagatio fidei per scientias* gibt er Raum.

So sind Bartholomäus Ziegenbalg, der Schüler August Hermann Franckes, eingeweiht in die ökumenische Atmosphäre Halles, und der Hofprediger D. Lützens tatsächlich die ersten Vermittler einer „ökumenischen Erweckung“ im dänischen Reich, noch ehe sich August Hermann Francke einzuschalten versteht. Der Erfolg bleibt nicht aus. Friedrich IV. begeistert sich für die glänzend geschriebenen indischen Missionsberichte Ziegenbalgs und ist überrascht durch die weite Schau, in die dieser junge Missionar seine bescheidenen Anfangserfolge einordnet. Er und seine königliche Familie gehen willig und freudig auf diese ökumenische Ausweitung der Arbeit ein. Jedenfalls beweist Friedrich IV. dem jungen Pfarrer und Missionar Ziegenbalg in den folgenden Jahren ein gleichbleibendes persönliches Wohlwollen. Vor allem sind die königlichen Geschwister, Prinz Carl und Prinzessin Hedwiga Sophia, für den jungen Missionar eingenommen. Die erste Missionsgemeinde bildet sich am königlichen Hof. Die einzelnen Glieder der königlichen Familie richten Handschreiben nach Trankebar. Mit dem, was der König dazulegt, gehen 1700 Taler für den Ausbau der ersten Missionsstation in Indien nach Trankebar. Die Missionsbegeisterung am Hof greift auf die Stadt über. Ihren Höhepunkt erreicht sie, als der König im Jahre 1708 die Aussendung von weiteren drei Missionaren genehmigt.

Noch ein Erfolg stellt sich ein. Bekanntlich ist auch August Hermann Francke durch den ökumenischen Geist, den die Briefe Zie-

genbalgs atmen, zur Mitarbeit am indischen Missionswerk gewonnen worden⁸. An und für sich hat er gegen seinen Schüler Bartholomäus Ziegenbalg, der freilich nur ein kurzes Semester in Halle zu seinen Füßengesessen hat, erst starke Vorbehalte gehabt. Später hat er einmal gestanden, er hätte ihn kaum für die Missionsarbeit vorgeschlagen, wenn man ihn damals gefragt hätte. Seine Hilfe für Indien setzt zuerst auch sehr vorsichtig und zögernd ein. Francke tastet gleichsam seinen weiten Freundeskreis auf seinen Missionswillen ab. Er will nichts beschleunigen, noch weniger erzwingen. Aber das unerwartet freudige Echo auf sein erstes leises Sondieren ermuntert ihn, in aller Öffentlichkeit dem jungen Missionswerk beizustehen.

Aber immer noch denkt Francke nicht daran, durch diese Mithilfe am Missionswerk eine Verbindungsbrücke zu den dänischen Missionskreisen zu schlagen, aus der gar noch eine ökumenische Arbeitsgemeinschaft entstehen könnte. Francke möchte ganz unverbindlich mit Ziegenbalg korrespondieren, ihm Kollektengelder zugehen lassen, aber doch die Entwicklung dieser Verbindung in eigener Hand behalten. Auf alle Fälle sucht er sich die Freiheit zu bewahren, sich jederzeit unauffällig zurückziehen zu können, wenn die Entfaltung nicht in seinem Sinn weiterläuft.

Und doch führt eine ganz nüchterne, einfach sachlich begründete, von jeder Glaubenseinstellung unabhängige Überlegung zu einer offiziellen Verbindung zwischen Halle und Kopenhagen. Der Gedanke, die für Trankebar eingegangenen Missionsgelder könnten bei dem unsicheren Schiffsverkehr verlorengehen, schlägt die Brücke. „Es war erst meine Meinung, ich wollte den mir von Gott bescherten Segen für die Missionarien eingepackt an Gelde ihnen in aller Stille zusenden.“ Francke schreibt an den Hofprediger D. Lütkens. Dieser geht sofort auf Franckes Bitte ein. Durch Leibniz weiß er, daß die Basis der Missionsarbeit nicht breit genug sein kann. Die missionsunlustige dänische Geistlichkeit hat ihm überdies bereits genug Sorgen bereitet.

Der erste Brief Franckes, im September des Jahres 1708 geschrieben, zeigt des Hallensers ganze Art. Fühlt er sich zu einer Aufgabe gerufen, greift er sie sofort energisch an. Seine aufgestaute Energie und seine meisterhafte Organisationsgabe brechen förmlich durch. Ungefragt wird Lütkens, der vor dem dänischen König für die Missionssache verantwortlich zeichnet, vor eine Reihe völlig neuer Tatsachen gestellt. Stillschweigend sind 1700 Taler für Trankebar gesammelt worden. Sachlieferungen der Waisenhausbuchhandlung und der Waisenhausapotheke setzen gleichzeitig ein. Ein neuer Gabenstrom wird angekündigt⁹.

Francke weiß durch Joachim Lange, den Rektor des Werderschen Gymnasiums in Berlin, von einer wiederholten Anfrage Lütkens nach einem neuen Missionar, die er an einen Berliner Pastorenkreis gerichtet hat. Diese Gelegenheit benutzt Francke, einen jungen Theologen, Magister Gründler, mit dem Brief nach Kopenhagen zu senden und ihn zugleich als eine neue Missionskraft für Indien zu empfehlen.

Ausdrücklich weist Francke auf die Zustimmung des Berliner Gymnasialdirektors Joachim Lange hin. Geschickt weiß er den neuen Mann zu empfehlen. Er habe in Leipzig studiert und in der Hochburg des orthodoxen Luthertums, in Wittenberg, die Magisterwürde erworben. Dann sei er einige Jahre im Pädagogium Regium in Halle als vorzügliche Lehrkraft tätig gewesen und jetzt an die neugegründete Ritterakademie nach Brandenburg gerufen worden. Doch habe er „zu dieser Missions-Sache einen freudigen Muth“. Francke rechnet mit dem starken Mißtrauen, das allen halleschen Studenten in den vom Pietismus noch unberührten Landeskirchen begegnet, und freut sich offenbar, einen ganz unverdächtigen Mann anbieten zu können. Handelt es sich doch um eine tüchtige Kraft, die bereits eine ehrenvolle Berufung in den Händen hält und doch fühlt, daß Gott sie nach Indien weist.

Mit diesem Brief erweist sich Francke bereits als die aktivste Kraft und als Führer der Mission, auch wenn diese Tatsache noch nicht scharf hervortritt. Denn die Beziehungen zu Kopenhagen sind von Anfang an peinlich korrekt. Er meidet alle Grenzüberschreitungen. Es wird nicht ein Jota von den Kompetenzen Kopenhagens abgebrochen. So vorsichtig und umsichtig bewegt sich Francke.

Magister Gründler versteht seinen Sonderauftrag in Kopenhagen glänzend zu lösen. Die leichte Spannung, die seit dem Jahre 1698 zwischen dem Hofprediger und Francke besteht und durch eine Äußerung des Hallensers über den damaligen Propst Lütkens entstanden ist, vermag er leicht aus dem Weg zu räumen. Die etwas heikle Aussprache beschließt der Hofprediger mit dem ehrlichen Bekenntnis: „Er hat dazumal nicht unrecht geredet, wenn ich bey ihm wäre, wollte ichs ihm noch sagen.“ Es kommt nunmehr zu einer herzlichen und brüderlichen Korrespondenz, in der Lütkens dankbar die ausgestreckte Hand Franckes ergreift.

Dann aber soll Magister Gründler auch persönliche Grüße an den Freundeskreis Franckes in Kopenhagen übermitteln. Der Hallenser besitzt nachweisbar seit dem Jahre 1704 ganz unmittelbare Verbindungen mit einflußreichen Gliedern des dänischen Hofstaates.

Der erste Mittelsmann ist wieder der Londoner Geheimrat Ludolf gewesen. Hat er doch zuletzt in den Jahren 1703 und 1704 eine längere Zeit in Dänemarks Hauptstadt gelebt. Seine frühere Vertrauensstellung beim Prinzen Georg von Dänemark und seine augenblickliche diplomatische Tätigkeit haben ihm im stilleren Kopenhagen eine weite Resonanz verschafft. So ist es dem glänzenden Gesellschafter, dem fesselnden Erzähler, dem weitgereisten Sprachgelehrten und dabei doch überzeugten Christen ein leichtes gewesen, die Aufmerksamkeit auf Francke zu lenken und für dessen Arbeit zu werben. Dabei konnte er eine erste Verbindung zwischen einigen von Speners Geist beeinflussten Persönlichkeiten des Hofes und Francke vermitteln, die bisher den Weg nach Halle nicht gefunden hatten.

Jedenfalls übergibt Ludolf im April des Jahres 1704 einen Brief Franckes und ein Buchgeschenk an die Hofdame Frau von Schmitberg, die zum Gefolge der Prinzessin Hedwiga Sophia gehört¹⁰. Von dieser Zeit an ist ein Briefwechsel zwischen Francke und der verwitweten Frau von Schmitberg vorhanden. Von ihr empfängt Francke laufend vertrauliche Hinweise. Sie selbst aber sorgt sehr rührig für die Verbreitung Franckescher Schriften in den Hofkreisen. Als dann Magister Gründler in Kopenhagen eintrifft, wird er in dem dänischen Freundeskreis Franckes herzlich empfangen.

Von diesem Zeitpunkt an läßt sich in dem Freundeskreis Franckes am königlichen Hof der Empfang der vertraulichen monatlichen Korrespondenz des Halleschen Waisenhauses feststellen, die aus kirchlichen Lageberichten, Meldungen auffälliger Ereignisse und Nachrichten aus dem eigenen Werk besteht. Jetzt gehören auch der Jägermeister von Gram und Prinz Carl wie die Prinzessin Hedwiga Sophia zu diesem Kreis, der eine wachsende Anziehungskraft ausübt¹¹.

Lützens ist mit dem neuen Missionsanwärter Magister Gründler voll und ganz einverstanden. Er selbst hat in dem Westfalen Bövingh noch einen zweiten unverdächtigen Mann ausgesucht, der sich schon dadurch empfiehlt, daß er in Kiel acht Jahre Theologie studiert hat, bereits eine gewisse Zeit in Kopenhagen lebt und die dänische Sprache beherrscht.

Mit diesen beiden Examenkandidaten ist der Bischof von Seeland Dr. Bornemann, der führende Geistliche der dänischen Staatskirche, sehr zufrieden. Bei der Ordination der beiden Missionare assistieren vierzehn dänische Geistliche. „Mit sonderbarer Freundlichkeit“ wiederholt im eigenen Haus der Bischof die Grundlinien seiner dänischen eineinhalbstündigen Festpredigt vor Gründler in

lateinischer Sprache. Das Missionswerk ist jetzt in aller Mund. In den lutherischen Kirchen Kopenhagens wird eine Missionskollekte erhoben, die über 1000 Taler ergibt. „Geistliche und Weltliche, auch bürgerlichen Standes, ließen sich erregen, ein Jeder nach seiner Art etwas zur Beförderung dieses so beliebten Werckes beizutragen“, schreibt Gründer.

Und doch setzt auf einmal, scheinbar wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine starke Reaktion in der dänischen lutherischen Kirche gegen diese Entwicklung ein, die bisher deutlich auf eine Ausweitung der Missionssache abgezielt hat. Zu unsanft, zu schnell ist diese Kirche in eine offensichtlich ökumenische Stromrichtung gedrängt worden. Für sie besteht tatsächlich keine Veranlassung, nach einer ökumenischen Zusammenarbeit Ausschau zu halten. Wohl liegt die lutherische Kirche des dänischen Reiches mit ihrem nationaldänischen, norwegischen und deutschen Anteil völlig in der Hand des absolutistisch regierenden Königs, der aus seinem Gottgnadentum heraus alle ihre Gesetze erläßt. Für die kirchliche Initiative ist kein großer Spielraum geblieben. Der König ernennt als *summus episcopus* in der Tat alle ihre Bischöfe, im deutschen Gebiet die Generalsuperintendenten. Er verleiht die Pfarrstellen. Nichts geschieht ohne seinen ausdrücklichen Willen noch je offen gegen seinen Willen.

Die dänische Staatskirche besitzt ihr ganz besonderes Gesicht. Im Gegensatz zum deutschen Luthertum ist das dänische weder durch den Katholizismus noch durch den Calvinismus jemals ernsthaft bedroht worden. In dieser günstigen Situation, die alle konfessionellen Kämpfe im eigenen Raum ausschaltet, entwickelt sich ein sehr konservatives und gemäßigtes Luthertum ohne jene Kanten und Ecken, die dem deutschen eigen sind, das immer in Abwehrstellung gehen muß. Die dänische Kirche, die keinen Kirchenkampf kennengelernt hat, ist glücklich daran.

Ungelöste, auf den Nähten brennende soziale Nöte, die eine bedrohliche Unruhe in der Bevölkerung schaffen könnten, sind unbekannt. Die gedrückte Lage der Bauernschaft wird nicht als bedrohlich angesehen. Der Bauer hat sich gefügt und wird sich weiterhin fügen. Religiöse Mißstände, deren Bewältigung die Kraft der Kirche übersteigt, tauchen nicht auf. Es liegt überhaupt keine Veranlassung vor, zwischenkirchliche Verbindungen aufzunehmen und zu fragen, wie andere Kirchen in vielleicht ähnlicher Lage handeln.

Was will dann die Verbindung mit Halle und pietistischen Missionaren deutscher Nationalität? Kopenhagen ist nicht übermäßig groß. Das dänische Reich ist ein Land der kleinen Städte und

Dörfer, in dem eine konservativ eingestellte Kirchlichkeit sich zäh eingewurzelt hat, die an dem Bestehenden und Althergebrachten nicht gerüttelt haben will. Im Vergleich zu London, einer Stadt, die in fieberhafter Entwicklung begriffen ist und deren Bevölkerungszahl emporschnellt, ist Kopenhagen eine ruhige, gesund atmende Stadt. Soziale und religiöse Massennöte kennen nur Großstädte wie London.

Während in England die anglikanische Kirche vor 1688 durch schwere Kämpfe hindurchschreiten muß und nach der glorreichen Revolution von der Sehnsucht nach religiöser Einheit ergriffen wird, aus der heraus sie ihre ökumenische Sendung neu erfaßt, fehlen der lutherischen Kirche Dänemarks alle inneren und äußeren Voraussetzungen dazu. Dem Luthertum liegen von Hause aus nicht große konstruktive Pläne. Dänemark hat auch keine Erweckungsbewegung aufzuweisen, aus der sich ein neuartiges, aktives Laienchristentum zu entwickeln vermag.

Wir beobachten dagegen nationaldänische Eifersüchteleien, die eine Überhandnahme des deutschen Einflusses am Hof und im kulturellen Leben befürchten. Die dänische Kirche will ihr eigenes Leben ungestört leben. Sie möchte nur im leichten Wellenschlag von den geistigen Strömungen im deutschen Protestantismus berührt werden.

Man hat förmlich auf den Augenblick gewartet, in dem Lützens beim König in Ungnade fällt. Das geschieht noch in dem gleichen Jahr, in welchem Magister Gründler in Kopenhagen aufgetreten ist. Unvermutet hat Friedrich IV. im Oktober Kopenhagen verlassen. In aller Stille ist die Lustreise nach Italien vorbereitet und bis zum Abreisetage der Königin verheimlicht worden. Eine Spannung liegt über der königlichen Familie. Alles tritt ein, was der hellsichtige Lützens bei der Rückkehr des Königs befürchtet hat. Die geheimen Kriegsvorbereitungen werden durch die „Dresdner Maskeraden“ zugedeckt. Am Hof zeigt sich ein ausgelassenes Treiben. Man hat bei August dem Starken in seinem Elbflorenz nichts Gutes gelernt. Die Mätressenwirtschaft setzt ein. Lützens vermag nicht zu schweigen. Er beginnt seine warnenden Predigten gegen Karneval und Sittenlosigkeit. Sehr bald wird der unbequeme Bußprediger zur Seite geschoben. Freilich widersteht der Hofprediger mannhaft einer Versetzung in das Amt eines Generalsuperintendenten nach Holstein, der Verabschiedung in die Provinz.

In Missionsangelegenheiten läßt sich Friedrich IV., der sich eine Favoritin zugelegt hat, noch ganz flüchtig anreden, im übrigen ist Lützens in Ungnade gefallen. Im Conseil führt der pietistenfeind-

liche, fanatische und eifrig politisierende norwegische Hofprediger Dr. Petrus Yesperson das große Wort. Er sucht vor dem König mit theologischen Kunststückchen den Eintritt in den Nordischen Krieg zu rechtfertigen, aber auch scharf antipietistische Kirchenpolitik zu treiben.

Zum Unglück wird D. Lützens, der das 58. Lebensjahr überschreitet, durch eine rasch fortschreitende Praesklrose zu einem körperlichen Wrack. Die Quertreibereien gegen das Missionswerk nehmen in Kopenhagen einen ziemlichen Umfang an. Man sucht den König dahin zu beeinflussen, daß er die für die Mission ausgeworfenen Gelder im eigenen Land, in seiner Residenzstadt, zur Versorgung der Armen verwende. Damit aber „wolle man nur der Bekehrung der Tranquebarischen Heyden einen Stoß thun“.

Eins kommt zum anderen. Das Mißvergnügen der in der indischen Kolonie jetzt durch die Missionare beobachteten Dänen, die ihre Ausplünderungsversuche an den Eingeborenen bis hin zu offener Seeräuberei nicht mehr so ungeniert durchführen können, findet in Hetzbriefen in die Heimat seinen Ausdruck. Mit Behagen werden die Briefe weitergereicht. Zwar gelingt es nicht, den König zur Aufgabe des Missionswerkes zu verleiten. Dafür hält man in der Stille zwei nationaldänische Geistliche bereit, die man bei dem bald zu erwartenden Verscheiden Lützens, dessen Frau und Töchter an Schwindsucht sterben, als neue Leiter des Missionswerkes präsentieren will. Sie sollen dann dafür sorgen, daß nur noch nationaldänische Kräfte für die Arbeit verwendet werden. Merkwürdigerweise will man nichts gegen die beiden ersten Missionare unternehmen. Nur gegen einen weiteren deutschen Zustrom möchte man sich absichern. Es geht um nichts anderes als um das allmähliche Ausscheiden des deutschen Anteils an der Mission.

Und das alles in einer Zeit, in der sich in London die aktiven Laienelemente der Kirche von England bei dem Ausbau des indischen Werkes einschalten und sich eine verheißungsvolle ökumenische Zusammenarbeit abzeichnet, die von einer echten Missionsbegeisterung des frommen Englands mit dem Erzbischof von Canterbury an der Spitze getragen wird.

Welche Kräfte werden in Kopenhagen siegen? Wird es noch zu einem wirklichen Durchbruch ökumenischen Willens in Dänemarks Hauptstadt kommen?